

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 10

Artikel: Vom verschwindenden Bern

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635741>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erdoberfläche kennzeichnet", wird den Bedürfnissen des Hygienikers nicht gerecht. Er formuliert sich deshalb einen Klimabegriff in seinem Sinne: „Die Gesamtheit aller an einem bestimmten Orte der Erdoberfläche auf den lebenden Organismus wirkenden Einflüsse, insoweit sie durch die an die Dertlichkeit gebundenen atmosphärischen Verhältnisse bedingt werden oder wenigstens wesentlich von ihnen abhängen.“

Um klare, von allen Nebenumständen und Milieu-einflüssen freie physiologische Vorstellungen aus einer Summe von Experimenten und Untersuchungen herauszufeststellen, stellte man „die Wirkungen des Klimafaktors auf die einzelnen Funktionen unseres Organismus“ fest, und zwar an franken wie auch an gesunden Menschen.

Als die Ursachen der vermehrten Blutbildung wurden der im Hochgebirge verminderte Atmosphärendruck und die Verminderung der in der Volumeneinheit Luft enthaltenen Sauerstoffmenge, die Sauerstofftension gefunden. „Das läßt sich dadurch beweisen, daß die Blutveränderung im Hochgebirge durch fortgesetzte künstliche Sauerstoffatmung wieder rückgängig wird, ferner daß die Blutveränderung auch dann eintritt, wenn künstlich der Gesamtluftdruck erhalten, aber der Sauerstoffdruck vermindert wird, während andererseits die Blutveränderung ausbleibt, wenn der Gesamtluftdruck vermindert wird, der Sauerstoffpartialdruck aber unverändert bleibt. Nun macht sich bei der Blutveränderung das interessante Gesetz der Überkompensation geltend, das heißt, es wird durch Mehrbildung nicht nur das Zuwenig gedeckt, sondern die Blutveränderungen sind derart, daß nach Eintritt der Akklimatisation das arterielle Blut absolut mehr Sauerstoff enthält, die Gewebe im Hochgebirge also mehr mit Sauerstoff versorgt werden. Es wird aber in den Lungen auch mehr Kohlensäure abgegeben; der Verbrennungsprozeß ist erhöht. Diese Tatsache scheint uns im Widerspruch zu stehen mit den uns geläufigen Vorstellungen über die Verbrennung... Beim lebenden Organismus macht sich aber das wichtige Gesetz geltend, daß innerhalb physiologischer Verhältnisse der Sauerstoffverbrauch nicht durch das Angebot, sondern durch das Bedürfnis der Zellen bestimmt wird.“

Mit der vermehrten Blutbildung stehen nun eine Veränderung (Verstärkung) der Blutgefäße und der Lunge in Verbindung. Als ein weiterer klimatischer Faktor gelten auch die Sonnenstrahlen. Im Sonnenlicht sind verschiedenfarbige Strahlengattungen vorhanden, welche ebenfalls verschieden auf den menschlichen Körper einwirken. Indem sich die Haut pigmentiert, schützt sie uns einstellt vor zu starker Insolation, während andererseits die gebräunten Zellen eine verändernde Wirkung auf die Wellenlängen der einzelnen

Strahlen ausüben, indem sie diese individuell dem Menschen anpassen. Man könnte nicht ganz mit Unrecht die Behauptung aufstellen, daß Sonne und Klima die physiologische Eigenart der Lebewesen bestimmen und schaffen.

Die klimatischen Umweltbedingungen zeigen neben dieser Wirkung eine solche auf unsere Psyche. „Aus den ernsten, schicksals schweren Sagen und Dichtungen gewisser nordischer Völker dringt ein Hauch des rauhen Klimas zu uns. In den teils sorglosen, teils leidenschaftlichen Liedern des Südens kommt, abgesehen vom Rassencharakter, einerseits das warme, milde, jede Lebenserhaltung erleichternde Klima, andererseits die erregbare Wirkung der Sonnenstrahlen zum Ausdruck. Die bildreiche Sprache, die lebendige Phantasie der Märchen, die leidenschafts- und sinnlichkeitsdurchglühten Dichtwerke der Orientalen spiegeln die warmen, satten Farbtöne der Natur wieder. Die lichte Mythologie der Hellenen kann man sich... ohne den tiefgründigen blauen Himmel, die klare, durchsichtige Luft und die dadurch bedingte scharfe Begrenzung der Horizontlinien Griechenlands nicht entstanden denken.“ Schon Aristides und Cicero weisen darauf hin, „daß die Schärfe des attischen Geistes mit Eigenarten des Klimas“ zusammenhängt und erklärbar ist.

Die medizinische Wissenschaft kommt mehr und mehr dazu, sich die Klimatherapie zunutze zu machen, verzeichnet doch dieses Heilverfahren, so jung es ist, schon beträchtliche Erfolge, insbesondere bei Anämie und Tuberkulose.

H. Z.

Die Winterfliege

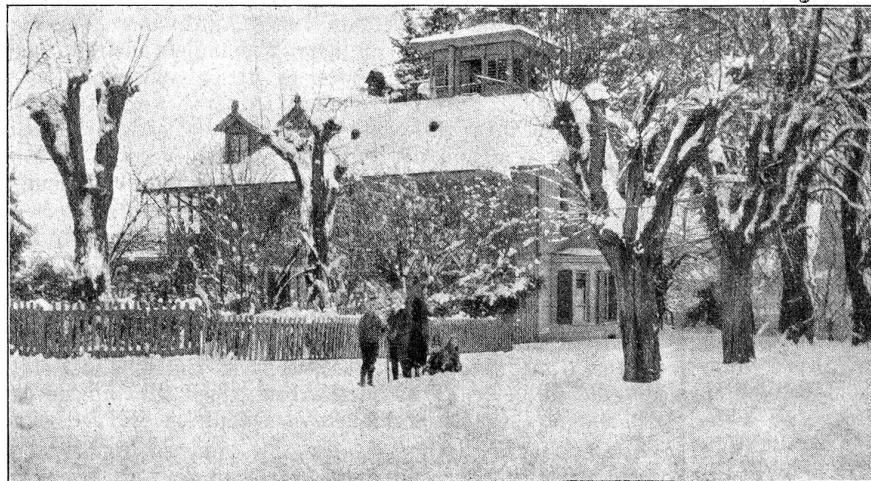
Von Johannes Trojan.

Die sich durch den Winter hat geschlagen,
Unverzagt auch an den trüben Tagen,
Bald am Ofen haftend, bald verschlafen,
Lüftern schwärzend bald am Topf und Hafen
Oder schwefelnd um der Schüsseln Ränder,
Froh jetzt sitzt sie auf dem Wandkalender.
Liebt und zählt; was sie herausbringt, macht sie
Hocherfreut und ganz unhörbar lacht sie.

Beß're Zeit rückt an, schon bringt ein Schimmer
Goldnen Lichtes morgens in mein Zimmer.
Ja, die schlimmste Zeit ist schon vergangen,
Lieblich wird die Welt bald wieder prangen!
Neu belebt mich, was ich hier gelesen —
Aber ach, es gibt gar schwache Wesen!
Werden auch, die Speis und Trank mir geben,
Auch die Menschen noch so lange leben?

Vom verschwindenden Bern.

Noch vor vierzig Jahren zeigten die Aspekte der hochgelegenen Muristalden-Gegend, von der Stadt aus gesehen, nur zwei einsam stehende Landhäuser: das Gryphenhübeligut und die alte Liebegg. Heute ist der ganze Plateaurand und ein Teil der Halde, die zur Aare hinunter steigt, mit Villen und mächtigen Miethäuserreihen besetzt. In kurzem wird auch der runde Gryphen-Hügel, auf dem das freundliche kleine Landhaus mit seinem Pächterhaus inmitten schöner Obst- und Parkbäumen und Wiesen stand, von Wohnhausreihen überdeckt sein. — So sehr wir auch den Leuten, die hier zu wohnen kommen, die Ruhe und schöne Aussicht gönnen, so sehr müssen wir doch das Verschwinden dieser



Das Wohnhaus auf dem Gryphenhübeligut vor dem Abbruch.

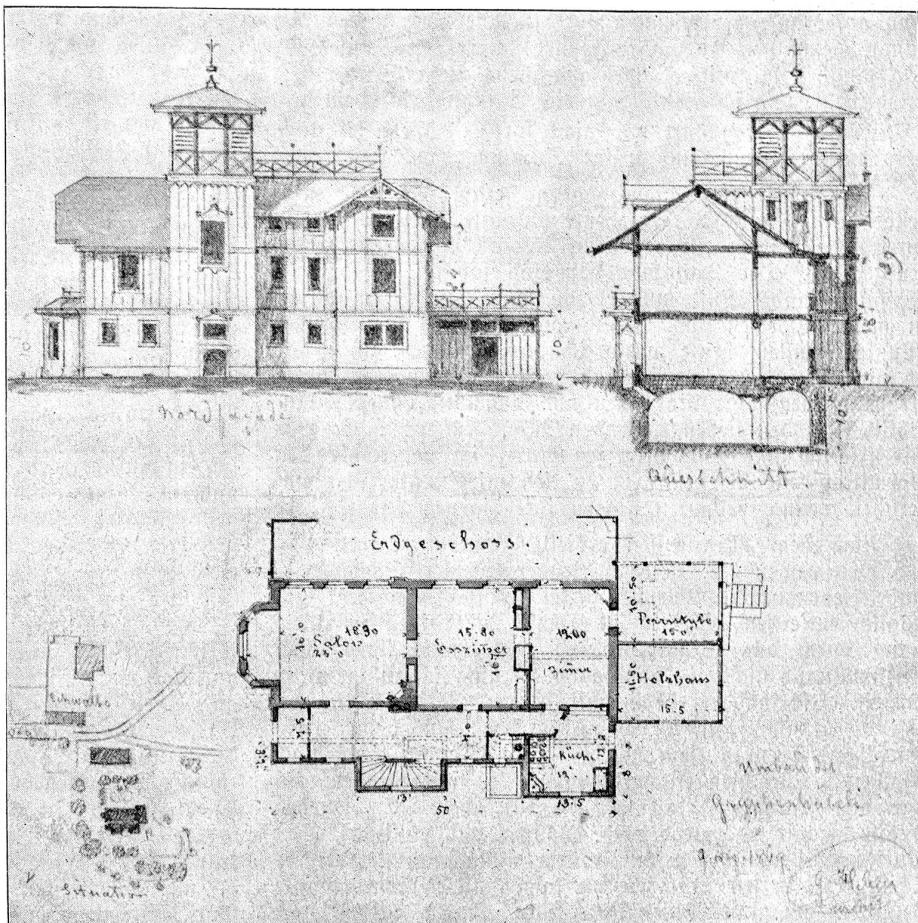
(Phot. F. Bäschlin.)

leisten ländlichen Idylle auf dem Hügelkamm bedauern. Es bleibt uns in dessen nur die Möglichkeit, mit einem wehmütigen „Nekrolog“ von ihr Abschied zu nehmen. — Wir verdanken die nachfolgenden historischen Notizen der freundlichen Bemühung von Herrn Staatsarchivar Prof. Dr. H. Türler. Ein glücklicher Zufall spielte uns sodann das Verbal in die Hände, mit dem der neue Besitzer des Jahres 1869, Architekt G. Hebler, beim städtischen Werkhof die Bewilligung zum Umbau des Wohnhauses auf dem Gryphenhübeli nachsuchte; wir reproduzieren hier mit gütiger Erlaubnis der Baudirektion, die das interessante Dokument aufbewahrt, den in Bleistift skizzierten Aufriss und Grundriss, wie ihn der Architekt als Bauvorlage der Baubehörde vorlegte; heute ist man auf dem Bauamt schon anspruchsvoller.

Doch lassen wir nun dem Historiker das Wort:

Die Gryphenhübelibesitzung war nach der Mitte des 18. Jahrhunderts Eigentum des Apothekers Daniel Wyttensbach zu Rebleuten. Sein Sohn veräußerte im Jahre 1785 „das Hübeli ob dem Kirchenfeld“ an den Pfister Franz Samuel Gryph, der einer der letzten Vertreter dieses alten, seit 1544 verburgerten Geschlechtes war. Der neue Besitzer vergrößerte das Gut, das $3\frac{3}{4}$ Fucharten Matt- und Ackerland und dazu noch die meist mit Gebräu be- wachsene Halde bis an die Aare umfasste, noch im nämlichen Jahre um den östlich anstossenden Teil des Liebegg-Gutes, der durch die neue Muri- straße abgeschnitten worden war und einen Halt von 6 Fucharten an Matten, Ackerland und Waldung aufwies. Fünf Jahre später verkaufte Gryph seine Backstube in der Schiffslaupe an der Matte und zog sich auf seine ländliche

Besitzung zurück, deren hohe Lage ihm erlaubte, auf seine Mitbürger und direkt auf seinen vormaligen Wirkungskreis herabzuschauen. Er verbesserte das Gut, indem er 1792 die Bewilligung erwirkte, ein Wasserrad in die Aare zu setzen, um damit ein Pumpwerk zu betreiben, welches das für die Bewirtschaftung so nötige Wasser in das „Wyttensbachische Hübeli“ schaffen mußte. 1798 ist das Gut offiziell als „Eggut“ bezeichnet. Im Jahre 1802 starb Gryph, und nach dem Tode seiner Witwe Johanna geb. Zaugg wurde der Weinhandler Samuel Abraham Stämpfli als Testamentserbe Eigentümer des Hübelis. Nach dem Tode dieses letztern (1825) schlugen die Gläubiger die Hand über seine Verlassenschaft, und als sich bei einer Steigerung kein Käufer für „das Kirchenfeldhübeli“ fand, wurde es dem Weinhandler Jean Pierre Cornaz von Pfauen für seine Forderung zugesprochen. Der Neffe Daniel Cornaz verkaufte 1831 die Besitzung, die im Volksmunde längst „Gryphenhübeli“ hieß, und nun 11 Fucharten Acker- und Mattland und 6 Fucharten Wald und Rain hielt, an den Burger Rudolf Wildholz-Wagner. 10 Jahre nachher erwarb sie Hauptmann Gabriel Schärer-Engel von Nidau, Schaffner auf der St. Petersinsel, und 1869 ging sie von der Witwe Schärer durch Kauf an den vortrefflichen Architekten Gottlieb Hebler über, der die Stadt Bern zu seiner Universalerbin einsetzte. 1875 veräußerte die Stadt die ganze



Reproduktion in natürlicher Größe der Planzeichnung, die Architekt G. Hebler am 20. Dezember 1869 dem Baubewilligungsgesuch beilegte. Sie steht auf zwei Pauspapierstücklein, die auf ein Quartbogenlein aufgeklebt sind. Darunter als Text: Verbal. Der unterzeichnete Eigentümer des Gryphenhübeligutes ist Vorhabens, das Wohnhaus dasselb zu erweitern nach beilegendem Plan und abgestecktem Profil. Am Platz der jetzigen hölzernen Laube mit Abtritt und kleinen Holztreppe soll ein breiterer Gang mit steinerner bis in Keller gehender Treppe errichtet werden — auf der Westseite mit einem Küchenanbau, südwärts mit einem niedrigen Anbau für Perristyle und Holzhaus mit Asphaltterrasse darüber. Das Stiegenhaus wird in Nieg auf den vollständig in Kalkstein gemauerten Erdgeschöß turmförmig bis über eine Dachterrasse geführt und endigt dort mit einem Belvedere. Ulfällige Oppositionen gegen dieses Bauprojekt können bis Dienstag, den 18. Januar 1870 auf dem Stadtwerkhof eingerichtet werden.

Bern, den 20. Dezember 1869.

Der Eigentümer G. Hebler, Architekt."

Besitzung um den Preis von Fr. 90,000 an den Ingenieur Gottlieb Koller aus Winterthur. Nachdem das Gut in den letzten 20 Jahren seinen ländlichen Charakter ganz eingebüßt hatte, ist es im Begriffe, durch das Verschwinden des alten Wohngebäudes auch die letzte Erinnerung an den ehemaligen Zustand zu verlieren.

Eine Fastnachterinnerung.

Von P. Meyer. (Schluß.)

Es war ein dummer und böser Zufall, daß gerade in diesem Moment ein Trupp später Konzertbesucher durch eben diese Gasse kam und, da sie uns erkannten, stehen blieben und zu plaudern begannen. Ich hätte jeden einzelnen der jungen Burschen prügeln können, so wütend war ich. Maria sagte bald gute Nacht und verschwand im Hause, nicht ohne mir noch einen lieben Blick zuzuwerfen. Dieser Blick tröstete mich. Ein Glücksgefühl ohne gleichen erfüllte mich. Morgen dann, morgen, dachte ich immer.

Aber ach, am Morgen war leider mein Bruder ernstlich erkrankt; ich mußte ihn in der Werkstatt vertreten, und die Arbeit drängte so, daß ich nicht einmal eine Mittagspause machen konnte. Als ich endlich spät abends Feierabend machen konnte, ging ich wohl eilends ins Städtchen hinab